

Vorwort

Ich habe dieses Buch aus einer Intuition begonnen. Zu meiner eigenen Ordnung zuerst, aus Kalendereintragen, mit einzelnen Zeilen, weiter zu Seiten formuliert und vorerst ohne Titel. Es war bei mir die Idee entstanden, meinem Bruder Hermann bei seinem Besuch im September einen Einblick in die Lebensumstände unserer Mutter mit ihrer schweren Krankheit nach Australien mitgeben zu können.

Bereits nach den ersten zwei Wochen des Zusammenlebens mit meiner Mutter wurde mir die Komplexität bewusst, die unsere gemeinsame Zeit prägen würde. Dennoch hatte ich nur eine leise Ahnung, welche Fülle an Lebensthemen mich nun erwartete. Ich hatte mich auf ein riesiges Abenteuer eingelassen. Meine Geschwister und ich wollten unsere Mutter gut versorgt wissen und die nächsten sechs Monate sollten zeigen, welche Wege dazu möglich waren. Der Entschluss, von Salzburg in mein Elternhaus nach Niederösterreich zu ziehen, entstand wohl in solchen Momenten, als ich zum Beispiel vor nun fast drei Jahren, eine Eintragung der Hauskrankenpflege las. Als Pflegeziel war formuliert: „Frau Maria Sch. soll sich sicher fühlen.“ Ich war sehr berührt von dieser Formulierung, es war genau das, was meine Mutter wirklich brauchte. Gleichzeitig wurde mir klar, dass die organisierte Betreuung und die große Familie, die immer wieder da war, nicht mehr reichten. Solange meine Mutter mit dieser Krankheit jeden Tag und jede Nacht stundenlang alleine zurechtkommen musste, würde sie sich nicht mehr sicher fühlen können. Das wussten wir alle in der Familie und dennoch lag anfangs längere Zeit eine starre Unaussprechbarkeit über diesem Thema.

Am Beginn meiner Überlegungen kam ich vorerst immer wieder zu der Erkenntnis, dass es einfach nicht möglich sein würde. Alle logi-

schen Gründe sprachen dagegen, mein berufliches und privates Leben derartig zu verändern. Bis ich schließlich nach vielen schlaflosen Nächten eine reine Gefühlsentscheidung traf. Ich wusste, dass ich vorübergehend bei meiner Mutter leben musste, nur so konnte ich sie auf die weiteren großen Veränderungen, die ihr bevorstanden, vorbereiten und sie begleiten. Erleichtert wurde mir dieser Schritt durch das Wissen, dass mein Partner und meine vier Geschwister hinter dieser Entscheidung standen. Auch beruflich bekam ich verständnisvolle Unterstützung von meinem Vorgesetzten und der Kollegenschaft.

Der Titel des Buches ergab sich schließlich aus dem Satz, den ich von meiner Mutter häufig hörte: „Wo bin ich denn jetzt gerade?“

Manchmal war er räumlich gemeint, doch wesentlich häufiger sagte sie ihn, wenn sie bemerkte, dass sie wirr redete oder Vergangenheit und Gegenwart vermischte und dann nicht mehr klar kam. Anfangs war es für mich unfassbar, wie quälend diese Ratlosigkeit für meine Mutter sein konnte. Erst nachdem ich meine eigene Traurigkeit darüber durchlebt hatte, konnte ich gezielt handeln.

Ein wesentlicher Grund für das Weiterschreiben basierte auf meinen Beobachtungen ihrer wachsenden Hilflosigkeit und der Liebe, die sie gleichzeitig ihren Kindern und Enkeln entgegenbrachte. Wenn sie mit ihren Enkelkindern zusammen war, blieb die positive Erinnerung am längsten. Sie konnte ihre sechs Enkeltöchter und zwei Enkelsöhne nicht mehr spontan erkennen, ihre Namen während der Unterhaltung nicht mehr behalten und auch deren Besuche waren für sie bereits nach Minuten nicht mehr nachvollziehbar. Trotzdem sagte sie manchmal Stunden später: „Heute war Besuch da, nicht wahr, da habe ich mich gefreut.“ Wir wissen nicht, wann die Krankheit Alzheimer das Verhalten meiner Mutter zu beeinflussen begann. Kein Angehöriger kann diese Frage beantworten, nur im Nachhinein Erklärungen finden für Begebenheiten, die vorerst als Altersstarrsinn abgetan wurden.

Während meiner Karenzzeit hatte ich sehr schnell Kontakt mit anderen pflegenden Angehörigen, die ebenfalls Eltern mit der Diagnose Alzheimer haben. Ich traf sie überall, beim Arzt, im Geschäft, im Gasthaus, beim Klassentreffen und im Schwimmbad. Sie sind überall, wir sind eine gigantisch große Gruppe.

Dieses Buch soll Mut machen, sich einen Weg der speziellen Betreuung zu suchen und das Vertrauen in das eigene Konzept zu fördern. Es ist damit nicht gemeint, dass alles alleine zu schaffen wäre. Ich bin der Meinung, dass es eben alleine gar nicht zu schaffen ist, für einen Menschen der an Alzheimer erkrankt ist, eine ausgewogene Betreuung zu ermöglichen. Dieses Vorhaben würde unweigerlich die eigene Gesundheit gefährden.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. So konnte ich es mir selbst erleichtern, Ordnung in meine intensiven Erfahrungen zu bringen.

Der erste Teil „Deine, meine, unsere Zeit“ ist die spontane Mitschrift aus dem Zusammenleben mit meiner Mutter und die anschließenden Monate mit verschiedenen Betreuungsmodellen. Da es sich um direkte Mitschriften handelt, sind sie im Präsens verfasst. So kann der gegenwärtige Bezug zu den Ereignissen leichter erkennbar werden.

Der zweite Teil „Mein kleines philosophisches Betreuungslexikon“ ist eine Sammlung „meiner Themen“. Es sind meine Erfahrungen von Unterstützungen in Form von Gesprächen, Einrichtungen, Büchern und Berichten, Gedanken, Handlungen, Wünschen und Fantasien. Ebenso das unmittelbare Erleben der verschiedensten Belastungen und das Erkennen von Grenzen. Durch die Niederschrift, manchmal spontan und auch in ruhigen Stunden erst Wochen später, entstand so etwas wie meine kleine persönliche Philosophie zum Thema Alzheimer.

„Fängt man an zu erzählen, weil der Gedanke, dass alles einfach verschwinden soll, unerträglich ist?“, lässt Astrid Rosenfeld in ihrem

Roman „Adams Erbe“ (S 7) fragen. Diese Frage hat etwas sehr Vertrautes für mich, so als hätte ich sie bereits an mich gestellt.

Ich kann meine Mutter nicht mehr ausreichend informieren und mir ihre Erlaubnis über diese persönlichen Berichte holen. Es liegt damit ein Porträt einer alten Frau vor, die immer mehr auf andere Menschen angewiesen sein wird. Alle die, die in Zukunft mit meiner Mutter zu tun haben werden, können so den wichtigsten Satz dieser Seiten lesen und wissen: Frau Maria Sch. soll sich sicher fühlen.

Ich glaube, sie würde mit diesem Buch einverstanden sein, und wenn sie nur könnte, würde sie ihre Einwilligung geben. Viele Seiten werde ich ihr daraus vorlesen. Sie wird sich darüber freuen und an manchen Stellen herzlich lachen.